

„Es wird immer scherenschnitt- artiger!“



Der Dokumentarfilm in Zeiten von Scripted-Reality-Formaten

Dominique Klughammer ist Dokumentarfilmerin. Nach einem Volontariat bei der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ studierte sie an der Hochschule für Fernsehen und Film München in der Abteilung Dokumentarfilm und Fernsehpublizistik. Seitdem realisiert sie mehrere Dokumentarfilme im Jahr, hauptsächlich für das ZDF, Arte und die Dritten Programme. 2004 erhielt Klughammer den Bayerischen Fernsehpreis für ihren Film *Jung, erfolgreich – arbeitslos*. tv diskurs sprach mit ihr über veränderte Arbeitsbedingungen und die Entwicklung des Dokumentarfilms.





**Sie machen seit etwa 17 Jahren Dokumentarfilme.
Was reizt Sie an diesem Genre?**

Ich habe ja ganz klassisch bei den Printmedien begonnen und schon immer den Umgang mit Menschen geliebt. Da ich mit Anfang 20 noch nicht bei der Zeitung bleiben wollte, habe ich mich an der Filmhochschule in München beworben und wurde glücklicherweise auch angenommen. Ich habe das Schreiben und Filmemachen dann eine Zeit lang kombiniert, bis ich schließlich ganz beim Filmemachen gelandet bin. Das Fiktionale hat mich nie interessiert, weil ich davon überzeugt bin, dass das Leben selbst die besten Geschichten schreibt. Ich sehe es immer noch als Geschenk, so viele verschiedene Milieus und Menschen kennenlernen zu dürfen und bin dankbar für die Geschichten, die mir anvertraut werden. Die Zusammenarbeit ist oft sehr intensiv, gerade wenn man über einen längeren Zeitraum zusammen dreht.

Wie sieht Ihre Arbeit typischerweise aus?

Mittlerweile habe ich das Glück, dass mir Projekte angeboten werden. Früher war es meist so, dass ich eine Idee hatte, z. B. angeregt von einem Zeitungsartikel oder durch Gespräche mit Menschen, und mir überlegte, ob das auch filmisch ein starker Stoff sein könnte. Diese Idee versucht man dann meist in Form eines Einseiters zu Papier zu bringen und reicht sie bei einem Produzenten ein. Ich persönlich habe zwei, drei Produzenten, mit denen ich gerne und schon lange zusammenarbeite. Wenn der Produzent auch an den Stoff glaubt, ist es seine Aufgabe, bei den Sendern und Redaktionen Interessenten zu finden. Erst wenn die Daumen oben sind, geht es für mich weiter. Ich recherchiere dann noch intensiver und suche nach Protagonisten. Leider ist es seit einiger Zeit zur Regel geworden, dass man erst die Protagonisten suchen muss, bevor man abschließend grünes Licht für das Projekt bekommt.

Das bedeutet, dass es unter Umständen auch sein kann, dass Sie bereits Menschen gefunden haben, die ihre Geschichte vor der Kamera erzählen wollen, das Projekt dann aber gar nicht realisiert wird?

Das kann gut sein, auch weil die Suche nach Protagonisten oft recht lange dauert und sehr aufwendig ist. Gerade habe ich für ein ZDF-Projekt zum Thema „Schlafstörungen“ fünf Monate lang Protagonisten gesucht. Am Ende stand das Thema auf der Kippe, weil die Redaktion nicht mehr richtig daran geglaubt hat. Wir hatten Glück, dass es schließlich doch noch umgesetzt wurde, aber im Grunde sind das Vorleistungen, die wir erbringen müssen, bevor überhaupt ein Cent gezahlt wird.

Sie sagten, dass das Leben die besten Geschichten schreibt. Arbeiten Sie in einem besonderen Themenfeld?

Zum einen finde ich das Leben als Kaleidoskop total spannend. Zum anderen ist mein Hauptthema schon seit längerer Zeit das Auseinanderdriften der Gesellschaft. Die Mittelschicht, die unsere Gesellschaft lange Zeit getragen hat, verschwindet immer mehr, parallel dazu werden die kritischen Ränder immer stärker. Zu meinem Portfolio gehören außerdem einige Filme über die Arbeitswelt, in denen ich das Berufsspektrum zeigen und beleuchten will, welcher Druck durch das Berufliche auf uns lastet und wie es immer schwieriger wird, den Lebensunterhalt zu verdienen.

Der Dokumentarfilm ist eine Filmgattung, die sich mit tatsächlichem Geschehen auseinandersetzt. Wie wirklich ist die gezeigte Wirklichkeit?

Mein Hauptaugenmerk ist die authentische Abbildung dessen, was ich vorfinde. Natürlich kann man nie die komplette Wirklichkeit abbilden, weil sich die Situation schon in dem Moment verändert, in dem ich eine Kamera aufstelle und als Team in der Wohnung eines Menschen stehe. Aber ich kann versuchen, die Leute vergessen zu machen, dass es eine Kamera gibt, indem ich Entspannung ins Gespräch bringe, sodass sie sich irgendwann nur noch auf mich und die jeweilige Szene konzentrieren. Mir wäre es sehr unangenehm, wenn einer meiner Protagonisten irgendetwas nur für die Kamera machte oder denken würde, er müsste meinen Erwartungen gerecht werden. Deswegen erachte ich es auch als wichtig, den Menschen kein Geld zu zahlen. Beim öffentlich-rechtlichen Fernsehen werden in der Regel keine Honorare gezahlt, weil die Leute aus Überzeugung mitmachen sollen oder auch, weil sie sich von dem Film versprechen, dass er eine wichtige Phase oder einen wichtigen Aspekt ihres Lebens dokumentieren kann. Deswegen gibt es bei uns

nur kleine Aufmerksamkeiten, etwa eine Einladung zum Essen oder ein Mitbringsel für das Kind.

Schon die Auswahl der Protagonisten ist ein unglaublicher Eingriff. Für den Film über die arbeitslosen Führungskräfte habe ich z. B. Kontakt mit etwa 300 Leuten gehabt, die sich über ganz unterschiedliche Wege bei mir gemeldet haben. 30 von ihnen habe ich dann persönlich getroffen und letztlich drei für den Film genommen. Natürlich hatte ich meine Gründe für diese Auswahl – und dennoch bleibt die Entscheidung äußerst subjektiv.

Selbst von diesen drei Menschen erfährt man nur einen kleinen Teil der Situation, in der sie sich gerade befinden, was auch mit der Sendelänge zu tun hat.

Darüber hinaus greifen die Redaktionen durchaus in die Auswahl der Protagonisten ein. Die Charaktere werden quasi am Reißbrett entworfen: Da soll dann die allein-erziehende Mutter möglichst zwei ganz fürchterliche Töchter im Teenageralter haben und vom Verlust der Wohnung bedroht sein. Da fragt man sich schon manchmal...

Sind das die Anforderungen, die seitens des Senders an Sie gestellt werden?

Ja. Dabei muss man bedenken, dass es gar nicht so einfach ist, Leute zu finden. Man schaltet keine Inserate, auf die sich Menschen melden können, sondern es ist eine unglaubliche Sisyphusarbeit, gute Protagonisten zu finden. In den letzten Jahren ist das zunehmend schwieriger geworden, weil sie auch bei den Öffentlich-Rechtlichen etwas darstellen müssen. Man geht immer mehr auf Nummer sicher und lässt sich nicht mehr so auf Experimente ein wie früher, was natürlich schade ist, weil es so auch immer gleichförmiger wird.

Das bedeutet aber auch, dass selbst die authentischste Reportage einer Dramaturgie folgt.

Natürlich, das tut sie in jeder Hinsicht. Man überlegt sich schon sehr früh, wie der Film dramaturgisch aufgebaut sein soll, wie man den Einstieg gestaltet, wie man die Zuschauer gleich am Anfang packt, wie man sie neugierig machen kann. Wie setze ich Musik ein? Wie schneide ich die O-Töne? Es gibt Leute, die machen in jedem Satz drei Fehler. Nun kann man O-Töne so schneiden, dass sie supergerade klingen, weil man alles Störende herausnimmt, aber damit verändert man die Eigenart einer Person auch sehr. Ich z. B. mache das nicht, weil ich diese Färbung mag und die Menschen gern mit ihren Brüchen zeige. Allgemein gehen die Anforderungen jedoch in eine Richtung, in der alles immer scheren-schnittartiger wird.

Haben sich vielleicht auch insgesamt unsere Sehgewohnheiten verändert?

Alles ist heute schneller geworden: Wir sind ständig online, lesen gleichzeitig E-Mails, bearbeiten Texte – und bestenfalls telefonieren wir noch nebenher! All das hat sicherlich auch dazu geführt, dass die Ungeduld bei jedem von uns zugenommen hat. Filme, wie sie Wim Wenders früher gemacht hat, kann ich selbst heute kaum noch ertragen. Fatal finde ich jedoch, dass die Zwischentöne mittlerweile mehr und mehr wegfallen und damit auch das Ambivalente einer Person. Es muss für den Zuschauer immer sehr schnell klar sein, um wen es sich handelt – am besten schon dann, wenn er neben dem Bügeln nur mit einem Auge auf den Fernseher schaut. Diese wegfallenden Grautöne waren es aber gerade, die den ausführlich erzählenden Dokumentarfilm interessant gemacht haben. Im Fernsehen ist das heute nicht mehr gefragt. Stattdessen sehen wir gerade in den Scripted-Reality-Formaten, dass jede Szene nach einem Kick-Prinzip arbeitet. Ich vergleiche das gern mit einem Durchlauferhitzer. Man hangelt sich von einem Höhepunkt zum nächsten. Natürlich schielen die Redakteure der Öffentlich-Rechtlichen auf diese Formate, die bei den Privaten sehr gute Quoten erreichen, und erwarten, dass sich dies auch im klassischen Doku-Format umsetzen lässt. Ich bin da anderer Meinung und glaube auch, dass sich die Zuschauer irgendwann gelangweilt abwenden, weil sie das Konzept durchschauen und einfach merken, dass eben nicht alles im Leben so superdramatisch ist, sondern das Spannende die Zwischentöne und Ambivalenzen sind.

Wer erkennt, dass das Leben ambivalent ist, gibt auch ein möglicherweise einfacheres Schwarz-Weiß-Schema auf. Spiegelt sich in dem Erfolg der Formate ein Bedürfnis nach klarer Einordnung?

Das kann sein, deshalb funktionieren Helptainment-Formate wie Die Super Nanny oder Raus aus den Schulden so gut. Da finden sich die Menschen wohl selbst wieder. Kindererziehung, Partnerschaftsprobleme, Existenzgründung, Schulden – das sind Themen, die uns alle im Leben angehen. Es hat für die meisten Menschen etwas Attraktives, wenn in den Sendungen klare Lösungsmuster angeboten werden. In das reine dokumentarische Format darf das allerdings nicht übergreifen, weil wir sonst irgendwann nur noch formatiertes Fernsehen haben, in dem die Dinge zu einfach dargestellt werden.

Kritiker werfen Scripted-Reality-Formaten vor, dass sie Authentizität vorgaukeln und gerade für Kinder und Jugendliche nicht zu unterscheiden sei, was gescriptet und was real ist.

Meiner Meinung nach ist zum einen das Vorführen von Milieus und zum anderen das Vorgaukeln von Dokumentarischem äußerst kritisch zu sehen. Hier werden Experten gezeigt, die keine Experten sind, Wackelkameras benutzt oder Personen und Autokennzeichen unkenntlich gemacht, als ob es darum ginge, Persönlichkeitsrechte zu schützen, gleichwohl es sich um Laiendarsteller handelt. Der Abspann läuft dann so schnell durch, dass man gar nicht recht lesen kann, dass es inszeniert ist, und im Programmheft firmiert das Ganze teilweise unter dem Begriff „Doku“. Durch die Vorführung der Milieus wird für mich ein ungutes Menschenbild vermittelt. Wenn in Hartz-IV-Familien der dicke Mann mit fauligen Zähnen und Bierflasche auf dem Sofa lungert und seine Kinder schlägt, dann werden hier Klischees bedient, die meiner Ansicht nach einen Werteverfall begünstigen können. Zudem finde ich es schade, oft ganz unten anzusetzen, weil man nicht davon ausgeht, dass das Publikum auch etwas anderes goutieren würde. Aber es gibt natürlich auch sehr gut gemachte Formate. Ich denke dabei z. B. an Christian Rach, der sich mit Jugendlichen auseinandersetzt, die auf die schiefe Bahn geraten sind und jetzt einen Berufseinstieg suchen.

Wie wird die Entwicklung in den nächsten Jahren Ihrer Meinung nach im Fernsehen aussehen?

Ich denke, dass sich die Machart der Scripted-Reality-Formate ganz klar auf die dokumentarischen Formate auswirken wird. Leider. Dokumentarfilme werden immer mehr auf die sogenannten Spartenkanäle wie zdf_neo oder zdf.kultur verbannt und finden damit fast unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Zudem ist kaum Geld da, was ein weiteres Problem darstellt. Ich sehe die Ängste bei den Redakteuren, die im vorausseilenden Gehorsam denken, dass die Zuschauer sofort weiter-schalten, wenn das Schicksal nicht schlimm genug ist oder der Konflikt nicht sofort in den ersten zwei Minuten offengelegt wird. Ich glaube, das ist eine ganz ungünstige Abwärtsspirale, weil dadurch das Sicheinlassen auf etwas oder das Beobachten irgendwann nicht mehr stattfindet, wenn alles nur noch häppchenweise serviert wird.

Sie glauben also nicht, dass es einen Turning Point geben wird?

Es gibt ja so unterschiedliche Fernsehzuschauer. Die Frage, ob es immer heftiger und heftiger werden wird oder nicht, ist sehr interessant, aber ich vermag sie nicht zu beantworten. Ich denke nur, dass das öffentlich-rechtliche Fernsehen aufpassen muss, dass es sich nicht selbst erledigt, was die Doku-Formate angeht. Die Leute schauen allmählich weg, weil sie erkennen, wie die Sendungen gemacht sind! Und wenn mittlerweile selbst in wissenschaftlichen Formaten mit äußerst dramatischer Musik gearbeitet wird und in jedem Satz zwei Superlative vorkommen, dann stimmt irgendetwas nicht. Ich finde es schade, dass im deutschen Fernsehen so wenig ausprobiert wird. Hier wird zumeist nur geschaut, welche erfolgreichen Formate aus dem Ausland übernommen werden können. Als ich angefangen habe, Dokumentarfilme zu drehen, war die eigene Handschrift noch viel mehr gefragt.

Da so viele Sendeplätze verloren gehen, frage ich mich schon, wie die Lage in zehn Jahren aussehen wird. Um gegen die öde Formatierung, die Ausdünnung des Dokumentarischen und die reine Fokussierung auf die Quote im öffentlich-rechtlichen Fernsehen vorzugehen, habe ich gemeinsam mit fünf Kollegen im Januar 2012 die Initiative www.dok-regie.de gegründet, der sich mittlerweile über 360 Doku-Regisseure aus ganz Deutschland angeschlossen haben. Ein Riesenerfolg! Wir sind seit Kurzem im Bundesverband Regie (BVR) angesiedelt und werden dort bald eine eigene Fachgruppe für Doku-Regisseure darstellen. Es geht um nicht weniger als um das Überleben einer ganzen Branche, denn vom Dokumentarfilm zu leben, bedeutet heutzutage reine Selbstaussbeutung. Dokumentarische Filme sind eine Kernkompetenz des öffentlich-rechtlichen Fernsehens, ohne sie wäre der Bildungs- und Informationsauftrag komplett ad absurdum geführt – und somit jeder Gebührenanspruch der Sender verwirkt.

Das Interview führte Barbara Weinert.